

Angela Borgstedt/Peter Steinbach
(Hrsg.)

» *Ergriffen
vom Leben
und doch
vom Leben
nicht
bestochen* «



Franz Schnabel

Der Historiker
des freiheitlichen
Verfassungsstaates

Lukas Verlag

© by Lukas Verlag

Erstausgabe, 1. Auflage 2009

Alle Rechte vorbehalten

Lukas Verlag für Kunst- und Geistesgeschichte

Kollwitzstraße 57

10405 Berlin

www.lukasverlag.com

Gestaltung: Karl-Heinz Lehmann

Druck: allprint media GmbH, Berlin

Printed in Germany

ISBN 978-3-86732-071-9

Angela Borgstedt/Peter Steinbach (Hrsg.)

» *Ergriffen
vom Leben
und doch
vom Leben
nicht
bestochen* «

**Franz Schnabel –
Der Historiker
des freiheitlichen
Verfassungsstaates**

Begleitband zur Ausstellung der
Gedenkstätte Deutscher Widerstand Berlin
in Zusammenarbeit mit der
Forschungsstelle Widerstand gegen den Nationalsozialismus
im deutschen Südwesten, Universität Mannheim

Lukas Verlag

Peter Steinbach Vorwort	7
Ernst-Wolfgang Böckenförde Erinnerung an Franz Schnabel	15
Katalog der Ausstellung	21
Peter Steinbach „Immer läßt das Neue uns an das Alte Denken“ Franz Schnabel - Historiker im Zeitalter der politischen Umbrüche	303
Angela Borgstedt Tradierung und Infragestellung Bildungskonzeption und Bildungspraxis bei Franz Schnabel	333
Daniela Zinober Schnabels „Fünfter Band“ Vom Versuch einer Veröffentlichung in der Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Zensur	347
Patricia Deguedre „Von neuem das Haus zimmern“ Die Rundfunkbeiträge Franz Schnabels	362
Jens Hildebrandt Über den Nationalstaat hinaus denken Nation und Verfassung im europäischen Zusammenhang	369
Die Autoren	395
Bildnachweis	396
Impressum	397



Die Tätigkeit des Historikers ist oftmals mit der eines Bergmanns verglichen worden. Beide müssen im Zeitablauf entstandene Ablagerungen, den „Abraum“ der Empfindungen, Emotionen und Umdeutungen, der sich im Laufe der Zeit auf vergangene Ereignisse legt, beseitigen. Nur so lässt sich das Abgesunkene und Überlagerte wiederfinden. Aber es geht dem Historiker nicht nur um die Bergmannskunst im Sinne Johann Droysens. Seine wahre Kunst sieht er oftmals in der „Heuristik“, in seiner Kunst des Findens. Aber auch hier wissen wir von Gefahren. Denn zum Suchen gehört der unbefangene, der frische Blick. Viele Historiker finden nur, was sie immer gewusst und deshalb gesucht haben. Andere lassen sich auf Neuentdeckungen ein, können Vorurteile überwinden, eine neue Sicht entwickeln, in der sich nicht selten auch gemachte schlechte Erfahrungen niederschlagen.

Manches findet der Historiker durch Zufall, fast beiläufig, viel mehr findet er aber aufgrund von Überlegungen, als das Ergebnis einer reflektierten, durchdachten Suche. Dann hat der Historiker die Chance, nicht nur das zu finden, was er ohnehin gesucht hat. Manchmal entdeckt er zufällig etwas, womit er nicht gerechnet hat. In der Regel aber erschließt ihm die Gegenwart, die er durchlebt, seine Vergangenheit. Diese Gegenwart mag er als vielfältig, herausfordernd und widersprüchlich empfinden, so sehr, dass er ihr geradezu zu erliegen scheint. Dann wird er zum Kind seiner Zeit, vielfach den Strömungen und Wertungen ausgeliefert, die seine Zeitgenossen teilen.

Der Mensch, heißt es in einem nachwirkenden geschichtspolitischen Text des 19. Jahrhunderts, mache seine Geschichte selbst. Überlesen wird die Fortsetzung dieses Satzes, wo davon die Rede ist, dass er sie unter vorgegebenen Umständen gestaltet. Dies gilt nicht zuletzt für die pluralistische Gesellschaft, in der die Beschäftigung mit der Geschichte nicht mehr der Identifikation mit Staaten und Nationen dienen darf, sondern eine aufklärerische Funktion hat. Sie gestattet es, die „gegebenen Umstände“ genauer zu betrachten und zu bewerten, sie auf Optionen und Spielräume zu beziehen, in denen sich Geschichte vollzieht.

Die Beschäftigung mit der Vergangenheit kann dann Zugänge zur Gegenwart erschließen und dazu verhelfen, sie präziser zu sehen. Gegenwartsbeobachtung kann dann zur Zeitdiagnose und zur Zeitkritik werden. Sie leistet möglicherweise gerade dann einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der Fähigkeit, die Welt nicht nur mit den eigenen, sondern auch mit den Augen anderer, der Mitmenschen und Zeitgenossen zu sehen. Sie haben ihre Geschichte, ihre Traditionen, ihre Weltsicht, ihr Weltverständnis und dementsprechend natürlich auch ihre Vorstellungen von der Welt, in der sie leben und die sie wollen.

Die Geschichtswissenschaft hat im 20. Jahrhundert Vertreter hervorgebracht, die die Kunst der Multiperspektivität besonders gepflegt haben und weitergeben konnten: Franz Schnabel ist ohne Zweifel einer der wichtigsten unter ihnen. Und er muss gewiss als einer der vorbildlichsten Historiker des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden. Auf Zeitströmungen hat er sich nicht eingelassen, sofern sie nicht aus dem Geist des 19. Jahrhunderts in die Gegenwart verwiesen. Dieses Jahrhundert war für Schnabel durch den Willen zur Empirie und zum Realismus, aber auch durch die Orientierung auf den Verfassungsstaat geprägt. Insofern ist es nicht überraschend, dass er den Faschismus Mussolinis kritisch beschrieben und den Nationalsozialismus durchschaut hat. Zum offenen Widerspruch hat er sich nicht durchringen können. Aber er hat sich auch nicht auf die Umbrüche seiner Zeit, die Proklamation neuer Perspektiven und Weltbilder eingelassen, so sehr

auch er – Kind seiner Zeit – zunächst kaum ganz die Konsequenzen der menschenverachtenden Rassenideologie durchschaut hatte. Hier wird das Dilemma des Historikers deutlich, der einerseits die Welt beschreibt wie sie ist, und der andererseits normativen Maßstäben genügen muss, die nicht selten von denen aufgestellt werden, die wissen, was sich ereignet hat, nachdem und weil es sich ereignet hat. Sie wissen aus dem Rückblick, dass auch die Vergangenheit Voraussetzungen hatte, die Fehlentwicklungen erklären – und dennoch beurteilen sie die Geschichte vom Ende her, nicht aber wie ein Zeitgenosse, mitten aus den Ereignissen der noch „offenen Geschichte“.

So sehr Franz Schnabel Vertreter eines verfassungspolitischen Liberalismus war, der tief in der Geschichte des 19. Jahrhunderts wurzelte, so wenig kann übersehen werden, dass er nach 1933 nach Wegen gesucht hat, die Konfrontation mit dem NS-Regime zu vermeiden, Konflikte abzuschwächen, auf Zeit zu setzen. Er unterschied sich von vielen seiner Kollegen allerdings dadurch, dass er niemals die Maßstäbe aufgab, korrigierte oder relativierte, die er in der Verwirklichung des freiheitlichen Verfassungsstaates sah. Er übernahm niemals die nationalistischen Überbewertungen der eigenen Geschichte und schon gar nicht die rassenideologische Deutung von Vergangenheit und Gegenwart. Der Verfassungsstaat mit Gewaltenteilung und Rechtsstaatlichkeit blieb für ihn der unverzichtbare Maßstab, an dem er staatliches Verhalten messen wollte, der die Grundlage politischer Beurteilung bleiben musste. Sein zentraler Wert blieb die „Freiheit“ im Sinne des 19. Jahrhunderts, schlechthin das Ziel einer positiv bewerteten staatlichen Entwicklung auch seiner Gegenwart, zu deren Verständnis er als Historiker beitragen wollte.

„Darstellungen der deutschen Geschichte haben wir mehr als genug. Wenn ich jetzt ihre Zahl noch um eine weitere vermehre, so geschieht es in dem Bewusstsein, daß die Gegenwartsaufgaben, die uns heute umdrängen, auch der Vergangenheit gegenüber eine neue Einstellung und einen Wandel des historischen Interesses notwendig gemacht haben.“

Franz Schnabel, 1925

Es war kein geringerer als der Präsident der Britischen Akademie der Wissenschaften J. H. Clapham, der dies erkannte – Mitte Juli 1944. In einer Adresse an die Mitglieder der Akademie erwähnte Clapham eine „Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts“, die zwischen 1929 und 1937 erschienen war und – zumal in Großbritannien – nicht allgemein bekannt sein konnte. Er hob sie als ein positives Beispiel moderner Geschichtsschreibung hervor. Daran zu erinnern ist notwendig, gerade weil die Diskussion über die Vergangenheit der deutschen Geschichtswissenschaft in den vergangenen Jahrzehnten einen anderen Akzent gesetzt hat. Karl Ferdinand Werner hat mit gutem Grund daran erinnert, dass Historiker sich politischen Kräften andienten, denen sie nach der „deutschen Katastrophe“ bescheinigten, den deutschen Irrweg geplant zu haben.

In den vergangenen Jahren hat man nicht nur auf den Historikertagen, sondern auch in den Feuilletons heftig über das Verhältnis der Historiker zum Nationalsozialismus gestritten. Dabei wurde deutlich, in welchem Maße auch die Geschichtswissenschaftler dazu neigten, viele Vorurteile ihrer Zeit zu übernehmen und ihr ganz persönliches Alltagsgefühl von Politik, Zukunft und Kultur mit einem wissenschaftlichen Anspruch zu vermitteln, der nicht zuletzt die Öffentlichkeit, an die

sie sich wandten, beeindruckte. Manche der Historiker wollten aufklären und dazu beitragen, durch eine historische Perspektive die Gegenwart klarer zu sehen und zu bewerten. Manche aber sahen ihre Rolle in der Bekräftigung von Vorurteilen, die man erst viel später als Fehlurteile durchschaute und benannte, bewertete und verwarf.

Man diskutierte viel über Historiker, die sich den Sogströmungen ihrer Zeit nicht oder zu spät entzogen hatten, weniger über jene, die sich den Zumutungen derjenigen, die Forschungsgelder verteilten oder sogar begehrte Stellen zuwiesen, entziehen konnten. Manche von ihnen waren emigriert, andere hatten sich im Reich ihre Integrität bewahren können nachdem sie aus ihren Ämtern verjagt worden waren. Zu ihnen gehörte 1936 auch Franz Schnabel.

Er hatte seit 1922 in Karlsruhe gelehrt und kontinuierlich an einer umfassenden „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“ gearbeitet, die sich von anderen Gesamtdarstellungen durch ihre liberale Grundorientierung abhob. Es wäre gewiss mehr als lohnend gewesen, in den vergangenen Debatten über die deutsche Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus nach denen zu fragen, die sich nicht der nationalsozialistischen Weltanschauung angepasst hatten. Denn man hätte erfahren können, weshalb einige Zeitgenossen in der Lage waren, sich der Anpassung zu widersetzen, die es den Nationalsozialisten so leicht gemacht hatte, auch in den Universitäten Fuß zu fassen.

Seine Schüler Erich Angermann und Eberhard Weis haben die Haltung des weithin bekannten Karlsruher Historikers Franz Schnabel in der Weimarer Republik und während des „Dritten Reiches“, gewiss auch nach 1945, als „untadelig“ bezeichnet. Lothar Gall hat Franz Schnabel in einer einfühlsamen Betrachtung als einen „großen Deutschen“ geschildert, der sich letztlich angesichts der moralischen und ethischen Herausforderungen deutscher Geschichte im Zeitalter der Diktaturen bewährte.

Im Rückblick zeigt sich, wie weitsichtig und wegweisend Franz Schnabel war. Er verarbeitete vergangene Erfahrungen, allerdings nicht auf eine plakative, oberflächliche Weise. Das macht bis heute den Reiz der „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“ aus, die viele nach 1933 auf zwischen den Zeilen verborgene Botschaften der Zeitdiagnose und Zeitkritik hin durchforscht haben. Dieses Werk war nicht nur wegen seiner Bewertungen innovativ, sondern auch wegen seines umfassenden Zugriffs, bezog Schnabel doch die Geschichte der beiden großen Kirchen, der Wissenschaft und der Technik in seine Gesamtbetrachtung ein. Für viele seiner Fach-Kollegen war Schnabel auch nach seinem Wechsel von Karlsruhe an die Münchener Universität und trotz seiner hohen wissenschaftlichen Reputation ein Außenseiter. Dieses Urteil betraf den akademischen Lehrer, dessen allgemein verständliche Vorlesungen immer eine große Anziehungskraft besaßen. Schnabels Ruf als akademischer Lehrer, der zutiefst von der Bedeutung der Geschichte für das Verständnis und die Bewältigung der Gegenwart überzeugt war, überschritt die Grenzen seines Faches und seiner Fakultät. Münchener Studenten aller Fakultäten „hörten“ bei Schnabel.

Viele von denen, die das Glück hatten, seine Seminare besuchen zu können, erinnerten sich rückblickend an einen stets aufgeschlossenen, immer begeisterungsfähigen, da von der Geschichte und ihrer Lehre selbst begeisterten Hochschullehrer. Schnabel warb für die Geschichte und die historische Perspektive, am liebsten weit über die Grenzen seines Faches und die unmittelbar

bei ihm Studierenden hinaus. Und diese Begeisterung war ansteckend. Hier wirkte sich aus, dass Schnabel zunächst einen Lehrstuhl an einer Technischen Hochschule bekleidet hatte, wo es darauf ankam, angehenden Ingenieuren die historische Perspektive zu vermitteln.

Dies hatten bedeutende Ingenieurwissenschaftler wie der Begründer der Wissenschaft vom Maschinenbau, Ferdinand Redtenbacher, bereits in der Gründungsphase der Technischen Hochschule Karlsruhe vorgesehen. Sie hatten damit ein Vorbild geschaffen, das wenig später von der bis heute hoch angesehenen Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich übernommen wurde. Geschichte und Literatur machten bewusst, dass es neben der mechanischen und naturwissenschaftlichen Kausalität noch eine dritte gab, die nur verstand und respektierte, wer sich auf die Geistes- und Kulturgeschichte eingelassen hatte.

Schnabel nutzte die Chance, die ihm Karlsruhe bot. Zwar beklagte er, dass er nicht einmal das Promotionsrecht zugestanden bekommen hatte. Aber er beeinflusste das Geschichtsbewusstsein auf eine ganz andere, positive Weise. Er verfasste das erste wirklich erfolgreiche, weit verbreitete Schulgeschichtsbuch. Und er schrieb seit der Mitte der 1920er Jahre an einer Gesamtdarstellung der „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“, die sich in bemerkenswerter Weise von den „reichsdeutsch“, gleichsam schwarz-weiß-rot, eingefärbten Darstellungen abhob, die in der Reichsgründung von 1871 den Ziel- und Endpunkt historischer Entwicklung sehen wollten. Sein Bezugspunkt war der Verfassungsstaat und seine Ordnung, erst danach der Nationalstaat. Schnabel war Katholik, und als solcher hatte er es unter den überwiegend protestantischen Kollegen nicht leicht, und er war ein bekennender liberaler Konstitutionalist, der jeden nationalen Dünkel ablehnte. Auch in dieser Hinsicht gehörte er zu einem nur kleinen Kreis von Kollegen, die mehr sein wollten als Vernunftrepublikaner.

10

Er hatte ein Gespür für die Vielfalt, auch für die Breite von Entwicklungen, und damit auch für deren Ungleichzeitigkeit und Widersprüchlichkeit, die sich in der Geschichte verbargen. Deshalb zeichnete er ein bis heute nicht übertroffenes Bild vom Vormärz, einer Epoche, die mehr war als Vorrevolutionszeit, denn sie barg in sich den Kern unserer Gegenwart. So gehörte der Vormärz als Geschichte in unsere unmittelbare Umwelt, war Teil unserer Gegenwart. Erstmals integrierte Franz Schnabel die Geschichte der Technik und Wissenschaft, aber auch der beiden großen deutschen Konfessionen, in seine Darstellung. Mit dieser umfassenden Untersuchung, die auch als Alternative zu Treitschkes Darstellung des 19. Jahrhunderts gedacht war, hatte der Karlsruher Gelehrte überdies die Grundlage für eines der erfolgreichsten deutschen Schulgeschichtsbücher, den „Grundriss der deutschen Geschichte“, bereitet.

Schnabel wirkte aber nicht nur als Autor, sondern auch durch seine zahlreichen Vorlesungen, Rundfunksendungen und Vorträge und lotete alle Möglichkeiten geschichtlicher Erzählung aus. Er verstand es, seine Zuhörer zu fesseln, auch weil er oftmals frei vortrug, seine Gedanken und Zusammenfassungen während des Vortrags entwickelte und immer wieder Zusammenhänge herstellte, indem er Fäden aufnahm, um Reflexionen und Gedanken, aber auch Empfindungen und zeitkritische Beiläufigkeiten in neue Kontexte zu rücken. Er gehörte dabei keiner Schule an und besaß auch keinerlei Neigung, eine thematisch oder methodisch verengte Schule zu bilden. Dafür legte er auf glänzende Schüler Wert. Sein Feld war die Geschichte im Zusammenhang einer humanistischen Bildung, die der humanen Orientierung zu dienen hatte. Er war kein Propagandist

sogenannter humanistischer Bildungskonzepte, sondern verstand sich als Erzieher, als Pädagoge, als Menschenbildner. Und dabei blieb er ein Missionar des Historischen, denn die Geschichte erschloss den Zugang zu den Möglichkeiten des Menschen – im Positiven wie im Negativen.

Schnabel beklagte sich nicht über die 1936 vollzogene Entfernung aus seinem geliebten Karlsruher Lehramt durch die Nationalsozialisten, sondern er ertrug diese Demütigung selbstbewusst und stolz, und deshalb konnte er moralisch ungebrochen bleiben. Deshalb konnte er nach 1945 geradezu selbstverständlich, aber niemals eifernd und dennoch ganz klar wertend, Verantwortung für den Neuanfang im Schul- und Universitätswesen in Baden übernehmen. Er wusste nach 1945 woher wir kamen, und er machte deutlich, dass es zukünftig in der Bildung weniger um Re-Education im Sinne einer Um-Erziehung als vielmehr um eine ganz fundamentale Wieder-Erziehung ging. Streng genommen ging es dabei nur um Erziehung – um Erziehung zum Verfassungsstaat als einer freiheitlichen Ordnung, zur Pluralität, zum Respekt vor den Mitmenschen auch dann, wenn man nicht mit allen ihren Überzeugungen übereinstimmte.

So lassen sich Schnabels Arbeiten als eine Aufforderung und Mahnung verstehen, die Bedeutung der Geschichtswissenschaft für die historische Bildung anzuerkennen, historische Dimensionen politischer Bildung nicht preiszugeben, das Historische weiterhin als einen wichtigen Schlüssel zum Verständnis der eigenen Geschichte aber auch des Lebensgefühls und der Wertvorstellungen der Mitmenschen zu sehen. Einem weltanschaulichen Führungsanspruch hat er sich immer entzogen, und er wollte niemals bei seinen Schülern ein bestimmtes Geschichtsbild durchsetzen. Denn Schnabel wusste: Traditionen werden nicht nur vermittelt. Sie müssen gerade in Zeiten des umfassenden Wandels auch erarbeitet werden. Zu diesen Traditionen gehörten die Prinzipien des freiheitlichen Verfassungsstaates, des Gegenbildes zu den Diktaturen des 20. Jahrhunderts.

Für diese Prinzipien trat Schnabel ein. Er wurde von den Nationalsozialisten als ihr Gegner identifiziert und aus dem Hochschuldienst entlassen. Er selbst entschied sich aber nicht dafür, den Widerstand offen zu unterstützen – vielleicht erkannte er seine Grenzen. Denn er war immer auf das Gespräch, das Miteinander, den Austausch angewiesen. Ob er sich in der Einsamkeit, die Widerständigkeit bedeutete, behauptet hätte? Wir wissen es nicht. Vielleicht ist das eine müßige Frage – wie alle „Was-wäre-wenn-gewesen-Fragen“, die an den Stammtischen der Historiker ausgetragen werden, nichts ändern können und eigentlich nur dazu dienen, die Beschäftigung mit der Vergangenheit als Teil einer neuen Unterhaltungsindustrie zu rechtfertigen. Darum ging es Schnabel nicht, denn er verlangte von seinen Lesern die Kraft des Gedankens und Nachdenkens.

Schnabel bewirkte ohne Zweifel, dass manche seiner Leser ihre Vergangenheit und ihre Gegenwart, vor allem aber die Deutung der Geschichte des 19. Jahrhunderts durch die nationalhistorischen Historiker anders sahen, ihre Maßstäbe überdachten, Parolen relativierten und korrigierten, schließlich verwarfen. Denn sie ahnten, dass dieser Historiker, dem man seine akademische Wirkungsmöglichkeit geraubt hatte, gegen vieles war, was die Nationalsozialisten propagierten, an den Schulen lehrten, mit pseudowissenschaftlicher Selbstgewissheit vertraten. Sein Bekenntnis zu den Grundsätzen der Verfassung, seine Deutung der Vergangenheit als Freiheitsgeschichte kann auch deutlich machen, dass er auf eine ganz besondere Art im Gegensatz zum NS-Staat lebte, weil er für Prinzipien wirkte, die die Machthaber verunglimpften, bekämpften, ablehnten. Er bekannte sich zur historischen Bildung und machte sie in der Auseinandersetzung geradezu zum Rückgrat

einer politischen Erziehung, die ihr Ziel darin sah, die Welt mit den Augen anderer – anderer Zeitgenossen und auch den Menschen anderer Zeiten – zu sehen.

Die vorliegende Ausstellung wäre nicht denkbar ohne ein Ausstellungsprojekt, das Herr Archivdirektor Dr. Clemens Rehm vom Generallandesarchiv Karlsruhe in den Jahren 2001 und 2002 gemeinsam mit Studierenden der Technischen Universität Karlsruhe entwickelt hat. Diese Ausstellung lenkte nach langer Zeit wieder den Blick auf die Bedeutung des Historikers Franz Schnabel und entstand im Rahmen des Lehrmoduls „Berufsorientierende Zusatzqualifikationen“. Dieses Modul war wesentlicher Bestandteil des Karlsruher geschichtswissenschaftlichen Bachelor-Studiengangs und vermittelte Kenntnisse im Archiv- und Ausstellungswesen. Die Ausstellung konnte damals nur durch die großzügige Unterstützung von Herrn Dr. Günter Braun, Berlin, realisiert werden. Sie wurde ein Jahr später auf Anregung von Professor Dr. Rumschöttel, dem damaligen Direktor des Bayerischen Hauptstaatsarchivs, in erweiterter Form im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München präsentiert. Unterstützt wurde sie von der Historischen Kommission in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, deren Präsident Franz Schnabel in den 1950er Jahren war.¹

In Karlsruhe versuchte 2003 eine Tagung, die im Generallandesarchiv Karlsruhe durchgeführt wurde, die Aktualität von Franz Schnabel zu ergründen. Die jetzt präsentierte Ausstellung setzt noch einmal eigene Akzente. Sie wurde am Historischen Institut der Universität Mannheim gemeinsam von Dr. Angela Borgstedt, Dr. des. Jens Hildebrandt und dem Unterzeichneten konzipiert und mit der Hilfe von Daniela Zinober M.A. und Patricia Degueldre B.A. realisiert.

Besonderer Dank gebührt Herrn Karl-Heinz Lehmann, der die Gestaltung der Ausstellungstafeln und der Begleitmaterialien übernommen hat. Herr Professor Dr. Johannes Tuchel, der Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, hat unseren Vorschlag, Franz Schnabel gerade in dieser Gedenkstätte vor Augen zu rücken, sehr spontan aufgegriffen, denn in der Auseinandersetzung mit Franz Schnabel und seinem Werk sah er, wie wir, einen Beitrag zum 60. Jahrestag der Annahme des Grundgesetzes. Diese zunächst provisorische Verfassung wird heute als jene „Verfassung der Freiheit“ empfunden, die nach Schnabel in den Freiheits- und Einheitsbestrebungen des 19. Jahrhunderts wurzelt.

Prof. Dr. Peter Steinbach

Forschungsstelle „Widerstand gegen den Nationalsozialismus im deutschen Südwesten“
an der Universität Mannheim und Gedenkstätte Deutscher Widerstand zu Berlin

1 Vgl. den in diesem Zusammenhang entstandenen Ausstellungskatalog: Clemens Rehm (Hrsg.): Franz Schnabel – eine andere Geschichte. Historiker, Demokrat, Pädagoge, Freiburg 2002.



Ernst-Wolfgang Böckenförde

Die erste Begegnung mit Franz Schnabel kam bereits vor der Studienzeit an der Universität zustande. Der erste Band seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“, 1948 greifbar wieder aufgelegt, lag in diesem Jahr – es war das Jahr der Währungsreform – als **das** Weihnachtsgeschenk auf dem Gabentisch für den Unterprimaner. Dieser Unterprimaner, Jahrgang 1930, hatte aus dem Erlebnis des späten NS-Regimes sowie der Kriegs- und Nachkriegszeit ein besonderes Interesse für Geschichte und Politik und benutzte als staatspolitisches Bildungswerk mit Eifer das Staatslexikon der Görres-Gesellschaft, in seiner 5. Auflage vom Großvater in den väterlichen Bücherschrank überkommen. Die Orientierung auf Schnabels Deutsche Geschichte war so nicht ungewöhnlich, sondern vorgezeichnet. Das wertvolle Weihnachtsgeschenk leistete alsbald Hilfe bei der Abiturprüfung im Frühherbst 1949. Der Kandidat hatte, wie es zuweilen bei Abiturprüfungen geschehen soll, zu wissen bekommen, daß seine mündliche Prüfung in Geschichte, und hier insbesondere über den Wiener Kongreß, stattfinden würde. Da bot der Abschnitt über den Wiener Kongreß, während eines Wochenendes eifrig konsultiert, die Grundlage dafür, vor dem davon durchaus beeindruckten Prüfungskollegium nicht nur Ereignisse und Fakten, sondern ein Stück weit auch die weiteren Zusammenhänge dieses von den etablierten Staaten her konzipierten europäischen Friedenswerks und Ordnungsentwurfs aufzuzeigen.

Der frisch gebackene Abiturient stieß dann im Hochland – die Zeitschrift gehörte zum geistig-kulturellen Besitzstand der Familie – auf Franz Schnabels Aufsatz „Das Problem Bismarck“. Die Art der Behandlung des Themas und die Perspektiven der Auseinandersetzung mit Erich Eycks Bismarck-Kritik beeindruckten ihn tief. Warum? Da wurde von einem übergeordneten und eher universalen, in die Kontroverse kleindeutsch-großdeutsch nicht mehr verstrickten Standort aus das Ziel von Bismarcks deutscher Politik, die Errichtung eines isolierten Nationalstaates mit zentralen Institutionen, zur Diskussion gestellt – „diskutierende Geschichtsschreibung“ war ein von Schnabel gern gebrauchtes Wort, und es wurde dargetan, daß es nicht anginge, dieses Ziel zu bejahen, aber die Methoden, und lediglich die Methoden, die allein dieses Ziel erreichen lassen konnten, wegen ihres machtsstaatlichen und auch machiavellistischen Charakters zu verurteilen. Der Wechsel von Münster, dem ersten Studienort, nach München, um bei Franz Schnabel Geschichte zu studieren, wurde bald beschlossene Sache – es war damals nicht ungewöhnlich, sich die Universität nach den Professoren, die man hören wollte, auszusuchen.

So kam es im Wintersemester 1950/51 in München zur ersten unmittelbaren und dann auch persönlichen Begegnung mit Franz Schnabel. Montag, Dienstag, 15-17 Uhr, die für ihn kanonische und wohl nie geänderte Vorlesungszeit, in der großen Aula: Geschichte der absoluten Monarchie. Es war der große akademische Lehrer, den ich hier kennenlernte: geprägt von uneinholbarer geistiger Überlegenheit, die durch die stete Bewußtheit, die von den reflektierenden Augen ausging, noch verstärkt wurde und eine Atmosphäre der Verhaltenheit und auch gewisser Distanz um ihn verbreitete; dabei aber nicht unnahbar, sondern den Studenten zugewandt, von nie ermüdender anschaulicher Darstellungs- und Ausdruckskraft in den eineinhalbstündigen Vorlesungen, die nur durch die „kleine Pause“, die er jeweils „nun eintreten“ ließ, unterbrochen wurden. Ein akademischer Lehrer, der den Schulmann in sich und seinen pädagogischen Eros nie verborgen hat.

Die Vorlesung selbst – wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Das Bild der Geschichtsentwicklung aus dem Mittelalter heraus in der Kontinuität des Rechts, das ich mir entworfen hatte, war schnell hinweggenommen. Stattdessen wurde der Blick geöffnet für die große Zäsur und den Umbruch in den Verhältnissen: das Hinwegschreiten der Fürsten und werdenden Monarchen über das anerkannte, hergebrachte Recht im Interesse der Machtausdehnung und Machtkonzentration; die Schaffung neuer, aus Formeln des römischen Rechts gewonnener, aber vom ausgreifenden Herrschafts- und Souveränitätsanspruch geprägter, in ihrer Wirkung revolutionärer Rechtstitel; die Aushöhlung und Einebnung der überkommenden politischen Institutionen, insonderheit der Zwischengewalten, sowie der alten Gesellschaft insgesamt. Hinzu trat als durchgehendes Leitmotiv die Verbindung von Absolutismus und Revolution in der rationalistisch-individualistischen Weltsicht und der mechanistischen Staatsauffassung. „L'idée d'une seule classe de citoyens aurait plu à Richelieu“, dieses Wort Mirabeaus an Ludwig XVI. und der in ihm ausgedrückte geistig-politische Zusammenhang, wurde uns Studenten wiederholt nahegebracht und eingepägt. Und ebenso das Nebeneinander, nein die Einwirkung von politischer Geschichte und geistiger Bewegung aufeinander: Das Denken von Descartes, von Hobbes, den französischen Enzyklopädisten als teils vorbereitende, teils begleitende und fördernde geistige Kraft der Entwicklung zum Absolutismus – und dann zur Revolution. Die Quintessenz findet sich in einem hintergründigen Satz im ersten Band seiner Deutschen Geschichte – Schnabel liebte solche hintergründigen Aperçus: „Schon im 18. Jahrhundert war die Rückführung alles Geschehens auf Masse und Bewegung die Weltanschauung der Gebildeten geworden, das Bürgertum vererbte sie dem Proletariat.“

16

Worauf beruhte die große und einzigartige Wirkung von Schnabels Vorlesung, ihre anziehende Kraft auf uns Studenten, jahrelang und unvermindert und über die Grenzen der Fakultäten hinweg? Es war der große und zugleich tiefdringende Überblick und dadurch vermittelte Einblick, der sie auszeichnete. Der Hörer wurde nicht überfrachtet, aber ihm wurde ein Schlüssel in die Hand gegeben, die Details und Detailkenntnisse, die er sich zu verschaffen hatte, in einen übergreifenden, sei es geistigen, sei es politischen Zusammenhang hineinzustellen, sie von daher zu begreifen und zuzuordnen. Daneben war es die Fähigkeit des erfahrenen Schulmannes, zu vereinfachen, ohne dabei falsch oder banal zu werden. Wir Studenten lernten den Wald sehen, auch wenn nicht alle Bäume zugleich belichtet wurden und manche bewußt ausgeblendet blieben. Der Historiker müsse ja, so zitierte Schnabel uns Ranke, das, was er im Hauptsatz sage, sogleich in einem Nebensatz wieder einschränken, damit es richtig bleibe. Aber er hat es verstanden, uns Studenten nicht zu viele Nebensätze zugleich mitzugeben, und hat es dadurch erreicht, daß der Hauptsatz, den es zunächst zu begreifen gilt, nicht verschwand oder zugedeckt wurde. Ihm war bewußt, daß der Gang des Erlernens und mehr noch des Verstehens der Geschichte ein geistiger Prozeß ist; er entwickelt sich stufenförmig und die verschiedenen Stufen können nicht zugleich, sondern erst nacheinander beschritten werden. In diesen Prozeß hat Schnabel uns mit seinen Vorlesungen in einzigartiger Weise hineingeleitet; das Lob der großen Vorlesung sei an dieser Stelle einmal ausdrücklich ausgesprochen.

Am Ende des ersten Münchner Semesters ging ich – ein wenig beklommen – in Schnabels Sprechstunde mit der Frage, ob ich – als Jurist, der auch Geschichte studiere – an seinem Hauptseminar teilnehmen dürfe. Die erste Antwort: „Werden Sie bloß kein Historiker, die Historie ist eine brotlose Kunst; bleiben Sie Jurist.“ Er fragte mich, wie konnte es anders sein, nach meinen Sprachkenntnissen. Als ich Latein

eher als Französisch offerierte, bekam der angehende Jurist einen Quellentext zur Interpretation, der signifikanter nicht hätte ausgewählt sein können: Hobbes, *De cive*, cap. 5 u. 6. Und damit das Referat auch aus dem Urtext erarbeitet werden konnte, gab Schnabel dem Studenten, den er gerade erst persönlich kennengelernt hatte, sein Handexemplar von *De cive* in die Hand: die dritte Auflage, erschienen 1669 bei Elzevir in Amsterdam. Das war seine Zugewandtheit zu den Studenten.

Schnabels Seminare mögen vom heutigen Blickpunkt aus und auch an sich der Kritik begegnen. Sie hatten zwischen 60 und 80 Teilnehmer, eine Folge der zahlenmäßigen Begrenztheit des Lehrkörpers. So waren sie nicht ein auf der Teilnahme grundsätzlich aller Mitglieder beruhender wissenschaftlicher Diskussionskreis, vielmehr stark von der dirigierenden und informierend-erklärenden Rolle des Dozenten geprägt. Aber sie hatten auch, was heute oft übersehen wird, eine andere Seite. Schnabel zumindest hatte für alle Seminarteilnehmer Zeit. Jeder, der ein Referat erarbeitete – und das war die große Mehrzahl –, wurde darin von ihm persönlich betreut, nicht an Assistenten verwiesen – solche hat er wohl kaum je gehabt. Was bedeutete das? Es bedeutete, daß er in jeder Woche 6 bis 8 Stunden Sprechstunde hielt. Sie begann montags und dienstags, jeweils nach der Vorlesung, etwa um 17.15 Uhr und dauerte bis 19.00 oder 19.30 Uhr; dann nochmals Mittwochvormittag nach dem Seminar von 11.15 Uhr ab. Nicht selten waren es 20 Anwärter oder noch mehr, und sie alle kamen dran, zu ihrem Seminarleiter und Professor. Auch dies war ein Teil der Ordinarienuniversität, solange sie von humanistisch orientierten Gelehrten getragen wurde und daher der wissenschaftlichen Betriebsamkeit ebenso abhold war wie der Errichtung ausgreifender Institutsimperien.

Was den Inhalt der Seminare anbetrifft, sind mir zwei Begebenheiten deutlich in Erinnerung geblieben. Einmal eine Seminarstunde zu den bildungspolitischen Schriften Wilhelm von Humboldts. Schnabel vergab dieses Thema wohl, wie ich seinerzeit hörte, in regelmäßigen Abständen. Ich erlebte ihn, wie er seine sonst eher distanzierte Verhaltenheit übersprang und mit Verve für die humanistische Bildungsidee eintrat. Wir spürten förmlich das Engagement des erfahrenen Schulmannes und überzeugten Humanisten: gegen die zunehmende Fächerausweitung und Lehrplananreicherung, gegen die steigende additive Wissensvermittlung, stattdessen die Ausbildung des spezifischen „**humanum**“, der menschlichen Vernunft, ihres Gebrauches und ihrer Urteilsfähigkeit. „Die Schulranzen unserer Kinder werden immer dicker“, sagte er, und dies war für ihn ein untrügliches Zeichen, daß die Schul- und Bildungsreformer der Zeit auf falschem Wege seien. In seiner großen Rede über das humanistische Bildungsgut im Wandel von Staat und Gesellschaft hat er fünf Jahre später diesem bildungspolitischen Credo brillanten Ausdruck verliehen; man sollte es heute, über 30 Jahre danach, noch einmal lesen.

Die andere Begebenheit war eine Äußerung über Friedrich Meinecke und die geisteswissenschaftliche Richtung in der Geschichtswissenschaft. Sie zeigte, für uns Studenten erstaunlich und ein wenig schockierend, in welcher Distanz die beiden Großen ihres Faches zu dieser Zeit einander gegenüberstanden. „Weltbürgertum und Nationalstaat – im Grunde eine Sammlung von Essays. Es ist erstaunlich, daß dieses Buch eine solche Wirkung erreichen konnte.“ Und er beharrte auf den Grenzen der geisteswissenschaftlichen Richtung der Geschichtswissenschaft: „In Beziehung setzen kann man schließlich alles miteinander“, aber das sei noch keine Form historischer Darstellung.

Am Schluß des Sommersemesters, mein erstes Münchener Jahr ging dem Ende zu, nahm ich allen Mut zusammen und fragte Schnabel, ob ich bei ihm – nach Abschluß meines juristischen Studiums – promovieren dürfe. Die Frage wurde wohl eher schüchtern und mit der Unsicherheit vorgebracht, ob sie nicht vermessen sei. Doch Schnabels Antwort kam ohne Umschweife: ja, gerne. Das hat die dauernde, über lange Jahre fortwährende Verbindung zu ihm als meinem Lehrer und Doktorvater begründet. Diese Verbindung forderte auf seiten Schnabels Geduld und einen langen Atem, denn bis die Doktorarbeit vorlag, vergingen – juristisches Examen, Assistententätigkeit und juristische Promotion schoben sich dazwischen – an die neun Jahre. So fand sie ihren Niederschlag zunächst in einem Briefkontakt, vorwiegend von meiner Seite. Als ich einem der ersten Briefe einen Hörschein für den zuvor erschienenen vierten Band der Deutschen Geschichte beilegte, kam – auch das kennzeichnend für Franz Schnabel – nicht der unterschriebene Hörschein, sondern der Band selbst mit einer handschriftlichen Widmung zurück.

Nach dem juristischen Referendarexamen machte ich einen kurzen Besuch in München, um den weiteren Gang des Promotionsvorhabens zu besprechen. Danach lud Schnabel den Adepten in den „Schwarzwälder“ ein. Das mittägliche Gespräch kam auch – wie sollte es anders sein – auf die noch unvollendete Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Seine Antwort, klar, aber in der ihm eigenen Verhaltenheit gegeben, prägte sich mit unverwechselbar ein, und ich habe sie seither nie vergessen: „Ich habe nun einmal die Auffassung, daß in der heutigen Zeit jeder eine gesellschaftlich notwendige Tätigkeit ausüben solle. Und ich bin der Meinung, daß das Lehren vor den Studenten gesellschaftlich notwendiger ist, als seine eigenen Bücher zu schreiben. Daß ich zur Weiterarbeit an meiner Deutschen Geschichte hier nicht kommen würde, war mir klar, als ich den Ruf nach München annahm.“ Das war Franz Schnabel, wie er war. Man wird darin auch einen Teil der Antwort auf die Frage finden, warum er sich nicht 1955, als er das Emeritierungsalter erreichte, von seinen akademischen Pflichten entbinden ließ, um sein Werk zu vollenden. Von dem ihm eingeräumten Recht, den Zeitpunkt seiner Emeritierung selbst zu bestimmen, machte er erst 1962, im 75. Lebensjahr Gebrauch.

Mein zweites Studienjahr in München war 1956/57. Vornehmlich ging es um die Teilnahme an Seminaren, damit die für die Promotion notwendigen Scheine erworben wurden, und um die endgültige Festlegung des Dissertationsthemas. Im Hinblick auf beides erfuhr ich die besondere Zugewandtheit und Fürsorge des akademischen Lehrers und Doktorvaters, der dabei stets nicht auf seine eigenen Interessen, sondern auf die Vorbildung und Arbeitsrichtung des Doktoranden Bedacht nahm. Vorerkundigungen wegen der Bearbeitung eines Bayern betreffenden Themas – Der bayerische Staatsrat – ließen bei den zuständigen Personen alsbald eine deutliche Zurückhaltung, um es so zu formulieren, erkennen, einen Nichtbayern an ein so bayerisches und in den Aktenbeständen des Staatsarchivs und des Hausarchivs belegenes Thema heranzulassen. Schnabel reagierte gegenüber solchen Hemmnissen und überhaupt den **Specifica Bavariae** mit souveräner Gelassenheit und überlegener Distanz; jegliches Partikuläre war ihm, der stets universal dachte, fremd. Er setzte den jungen Juristen und Adepten der Historie auf ein anderes, für ihn sozusagen maßgeschneidertes Thema an: Zeitgebundene Fragestellungen und Leitbilder in der deutschen verfassungsgeschichtlichen Forschung des 19. Jahrhunderts. Mit großer Dankbarkeit denke ich daran, was mir gerade die Bearbeitung dieses Themas, auf das ich allein nie gekommen wäre, als Jurist und Historiker an Einsichten und Erkenntnissen, an Erweiterung des Blickfeldes gebracht hat.

In diesem zweiten Münchener Jahr hatte ich wiederum die Möglichkeit, Hörer von Schnabels großer Vorlesung zu sein. Thema war die Geschichte der nationalstaatlichen Bewegung. Das Erlebnis war ein ähnliches wie in der Vorlesung über die absolute Monarchie: der erschließende Überblick, dabei das Ausgreifen in die Weite und Tiefe, die historisch-erklärende, nicht im Ereignishaften verbleibende Darstellung. Im großen einleitenden Kapitel stellte er den Hörern den Unterschied des deutschen und französischen Nationbegriffs vor Augen, wie er aus dem Unterschied der staat-losen und am Staat sich bildenden Nationen hervorging. Die staat-losen Nationen knüpfen ihr erwachendes, auch politisches Selbstbewußtsein an vor-staatliche Gegebenheiten an, wie Volkstum, Sprache, Geschichte und Kultur, finden darin ihre Identität; sie formen einen ethnisch-kulturellen, auch biologisch-völkisch orientierten Nationbegriff: In die Nation wird man hineingeboren, die Zugehörigkeit zu ihr ist vorbestimmtes Schicksal. Die staatlichen, am bereits vorhandenen Staat ihr politisches Selbstbewußtsein entwickelnden Nationen, wie vor allem die Franzosen und auch die Nordamerikaner, bilden demgegenüber einen politischen Nationbegriff aus. Die Nation ist Ausdruck eines politischen Willens, die Zugehörigkeit zu ihr Akt eines Bekenntnisses: Man lebt und will gemeinsam in einer bestimmten politischen Ordnung und Gemeinschaft leben. Weit ausgreifend und doch zugleich wieder zusammenfassend schilderte Schnabel die geistigen Ursprünge dieser Nationbegriffe – dort die Dichter und Denker, hier die politischen Menschen als Erwecker und Erzieher der Nation. Er legte ihre unterschiedlichen Auswirkungen dar, wenn sie zum Richtmaß des nationalstaatlichen Prinzips erhoben wurden – hier der revolutionäre Gehalt des ethnisch-kulturellen Nationbegriffs, demzufolge sich Europa, ungeachtet aller historisch-politischen Staatenbildung, nach sprachgeintem Volkstütern, die zu politischem Bewußtsein erhoben wurden, staatlich ordnen sollte – soweit die deutsche Zunge klingt, das ganze Deutschland soll es sein; dort der potenziell ausgreifende Imperialismus des politischen Nationbegriffs, der über Assimilation und eine mittels Sprachenkampf erzwungene Integration die eigene Machtausdehnung zu betreiben vermochte. Die Unlösbarkeit des nationalen Verfassungsproblems im Jahre 1948/49 war darin vorgezeichnet. Schließlich zeigte er – für uns nach den Erfahrungen der Exzesse des Nationalismus geradezu spannend – den Weg auf, den der deutsche, an Sprache und Volkstum orientierte Nationbegriff nach Ost- und Ostmitteleuropa genommen hat; wie er nicht zuletzt über die Lehrkanzel Heinrich Ludens in Jena – eines Schülers Johann Gottfried Herders – an tschechische, ungarische und polnische Studenten vermittelt, den Ausgangspunkt für die Heranbildung des tschechischen, ungarischen, polnischen und slawischen Nationalismus bildete, deren jeder als linguistische Bewegung begann und dann den politischen Nationbegriff der Franzosen, auf willentliche politische Selbstbestimmung zielend, in sich aufnahm. Die politische Destabilisierung Mittel- und Ostmitteleuropas war die notwendige Folge, und das Ende hieß: Assimilation oder Exilation.

Was Schnabel hier über Ursprünge und Entwicklung der nationalen Bewegung vortrug, war – ich bemerkte es wenig später – aus dem unveröffentlichten fünften Band seiner Deutschen Geschichte geschöpft. Für die Arbeit an meiner Dissertation überließ er mir, ganz ohne Vorbehalt, die Umbruchfahnen dieses Bandes – sie lagen seit 1941 vor, das Erscheinen des Bandes wurde damals von den Machthabern verhindert. Es war für mich eine faszinierende Lektüre, und der mir jetzt ermöglichte erneute Einblick nach 30 Jahren hat diese Erinnerung voll bestätigt: Es fasziniert in der Tat, wie die Ursprünge und die Entwicklung des nationalen Denkens, die Unterschiedenheit der sich

bildenden Nationbegriffe aufgezeigt und entfaltet werden; ihr Zusammenhang mit den politischen Gegebenheiten und geistigen Kräften, der rationalistisch-mechanistischen und der organisch-gemeinschaftsbezogenen Weltsicht; ihre Formierung zur nationalen Bewegung als Bildungs- und Erziehungsbewegung ebenso wie als politische Bewegung; das Voranschreiten dieser Bewegungen und ihr Einwirken auf den Gang der politischen Entwicklung des Jahrhunderts, die Probleme und Konflikte, die sie damit hervorrufen mußten. Und dies alles aus der Fülle schöpfend, in der ihm eigenen Form großangelegter, anschaulich-erzählender und doch zugleich reflektierender und diskutierender Geschichtsschreibung; fernab vom nationalistischen Überschwang und den völkisch-rassistischen Exzessen der Zeit, aber doch der Versuch, der Eigenart des nationalen und davon geprägten politischen Denkens und Strebens, das sich in Deutschland herausbildete, gerecht zu werden. Franz Schnabel hat uns hier, wie ich glaube, ein zwar unvollendetes, aber doch ein Vermächtnis hinterlassen. Es ist in dem, was es dem Leser vermittelt, keineswegs durch den weiteren Gang der Forschung und spätere Darstellungen, wie etwa das im historischen Rückblick auf den Nationalismus und seine Geschichte geschriebene bedeutende Werk Eugen Lembergs, überholt. So sei zum Schluß dieser Erinnerungen eine Frage gestattet: Sollte dieses Vermächtnis nicht doch, der Bedenken der Historiker vom Fach ungeachtet, in geeigneter Form uns allen zugänglich gemacht werden? Und dies gerade auch angesichts der wieder entbrannten und vielfach so stark ideologisch-polemisch befrachteten Diskussion und Auseinandersetzung über den „deutschen Weg“, die nicht selten der Tiefe historischer Kenntnisse und Reflexionen entbehrt, die uns Schnabel präsentiert. Die Erinnerung an Franz Schnabel zu seinem 100. Geburtstag sollte vielleicht Anlaß sein, dieses Vermächtnis der bloßen Erinnerung zu entreißen.

Dieser Text wurde zuerst veröffentlicht in:

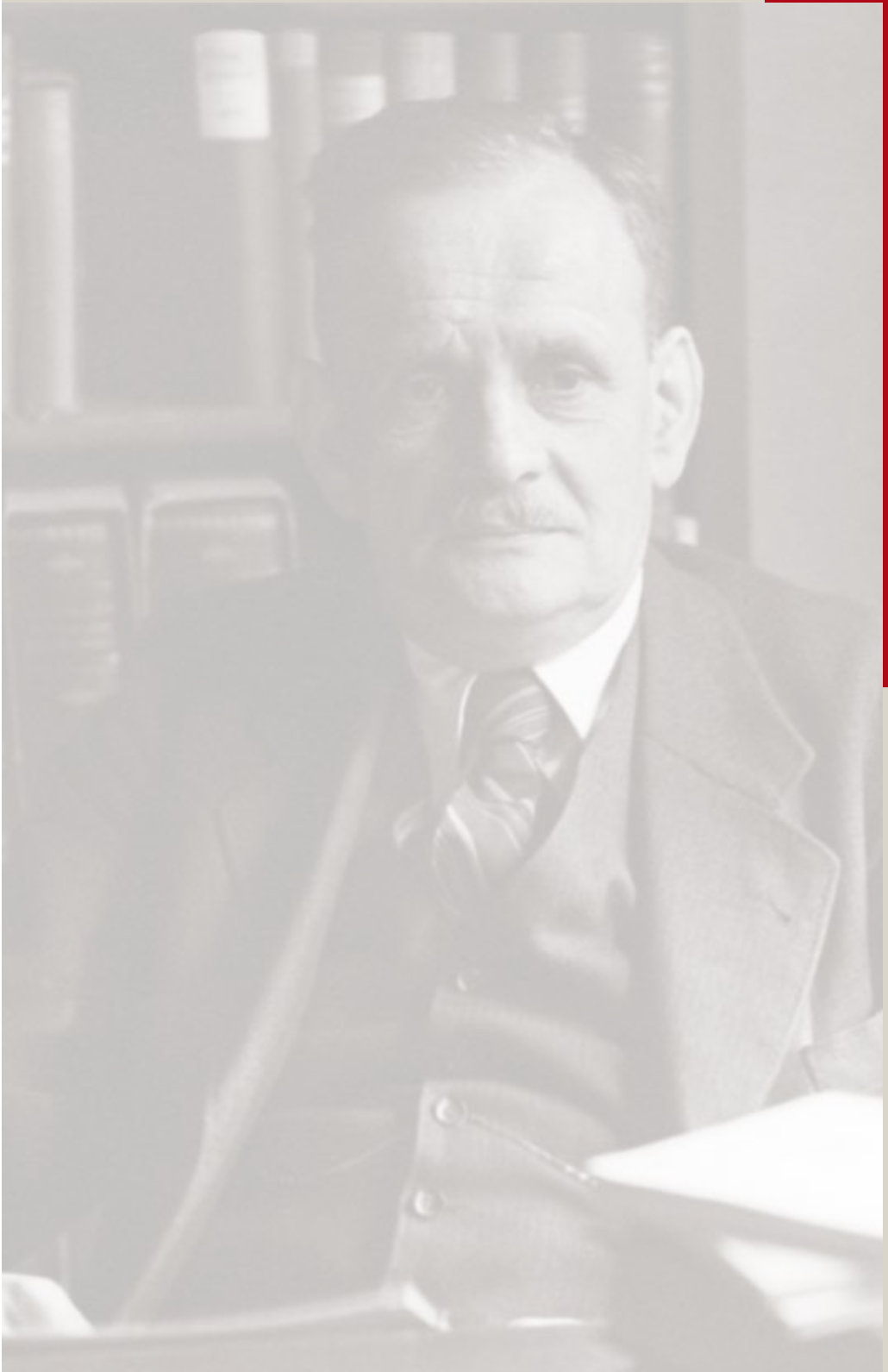
Franz Schnabel. Zu Leben und Werk (1887 – 1966).

Vorträge zur Feier seines 100. Geburtstags,

hrsg. von der Historischen Kommission

bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München 1988.

Wir danken dem Autor für die freundliche Abdruckgenehmigung.



Franz Schnabel

Historiker

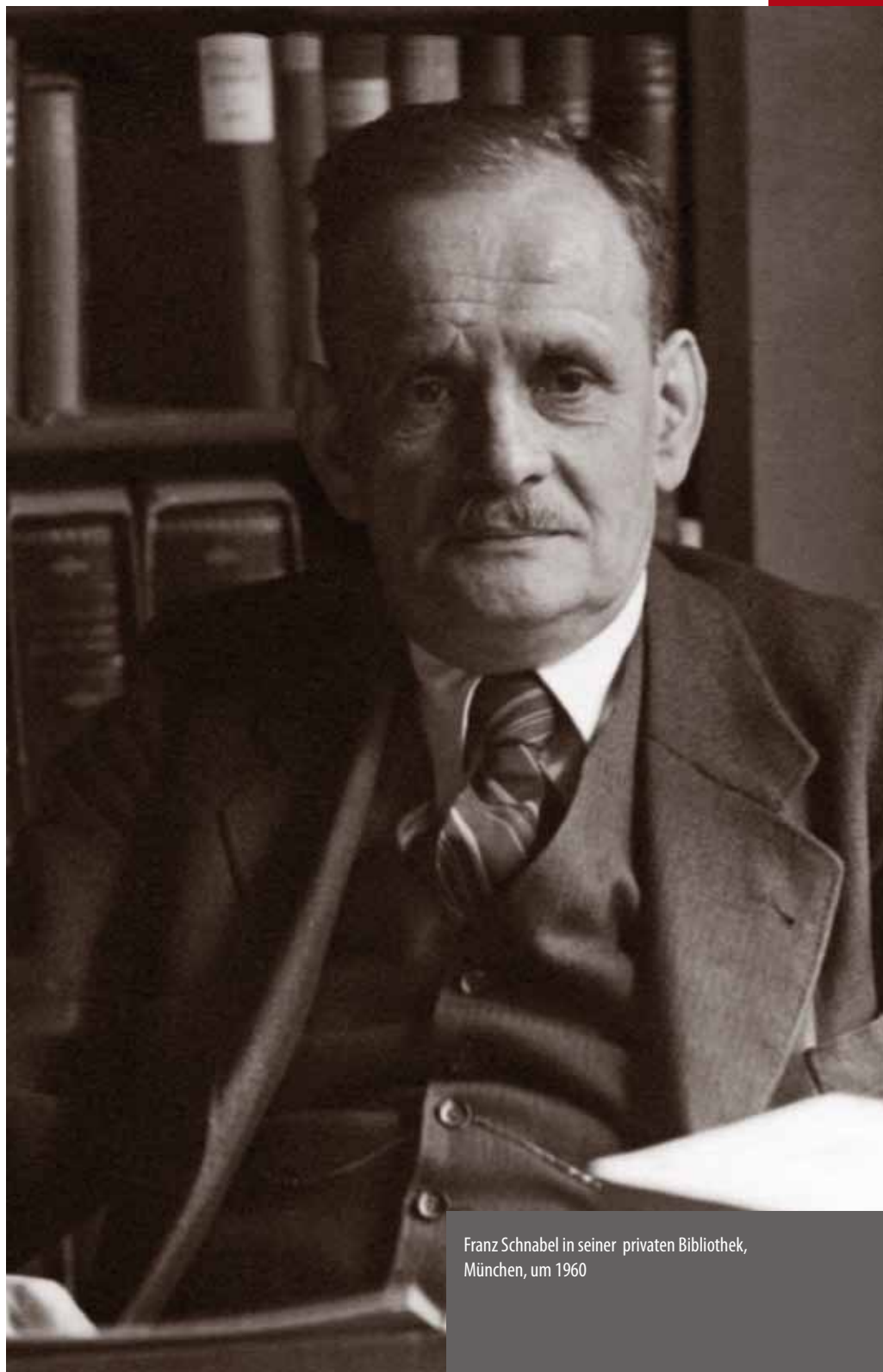
zwischen Demokratie

und Diktatur

22

*„Alle Pflege der Geschichte ist wertlos,
wenn sie nur dazu dienen soll,
einen Wall von Selbstgerechtigkeiten
um die Nation aufzutürmen,
um ihr System, ihr Wesen, ihren Stil.“*

Franz Schnabel, 1964



Franz Schnabel in seiner privaten Bibliothek,
München, um 1960

Franz Schnabel gehört zu den wenigen Historikern, die in der Weimarer Republik ein Bekenntnis zum Verfassungsstaat ablegen. Dadurch unterscheidet er sich von den meisten deutschen Historikern der Zwischenkriegszeit, die vielfach dem Kaiserreich nachtrauern und sich – wenn überhaupt – als „Vernunftrepublikaner“, nicht als „Herzensrepublikaner“ verstehen wollen.

Die Nationalsozialisten betreiben 1936 Schnabels Zwangsemeritierung. Sie lasten ihm an, dass er die Weimarer Republik aus den Traditionen der Revolution von 1848 begründet hat und sich so vom Monarchismus und politischen Extremismus seiner Kollegen unterscheidet und deshalb auch nicht dem Nationalsozialismus entgegenkommt.

Die Aufgabe des Historikers sieht Schnabel darin, seinen Zeitgenossen die Gegenwart verständlich zu machen. Er versteht sich als ein Vermittler der Geschichte – als ein Missionar der historischen Perspektive – und verfasst 1923 eines der erfolgreichsten Schulgeschichtsbücher seiner Zeit, in dem er die Revolution von 1918 und die Geschichte der Weimarer Republik berücksichtigt.

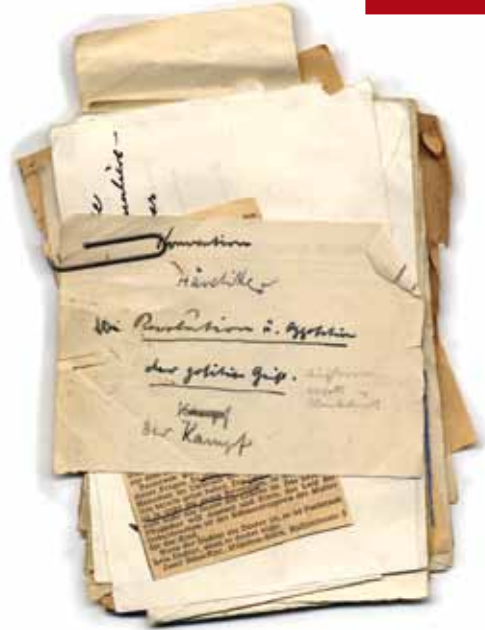
Die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts begreift Schnabel als ein Zeitalter, in dem sich der demokratische Rechts- und Verfassungsstaat entfaltet. Selbstverwaltung, Rechtsstaatlichkeit und Parlamentarismus sind die politischen Merkmale der neuen Zeit. Sie eröffnen dem Individuum neue Entfaltungsmöglichkeiten.

Das 19. Jahrhundert deutet der Historiker Schnabel als Epoche der Freiheit – eingezwängt zwischen zwei Zeitaltern der Autoritäten und der Unfreiheit. Er ist bei vielen Gegnern des NS-Regimes hoch angesehen. In publizistischen Beiträgen weist er früh auf „heraufziehende Gefahren für Kultur, Humanität und Demokratie“ (E. Weis) hin.

Im Sommer 1945 wird Schnabel zum Landesdirektor für Kultus und Unterricht in Baden ernannt und treibt die Auseinandersetzung mit dem NS-Regime voran. 1947 nach München berufen, wird er zu einem der angesehensten Geschichtswissenschaftler der fünfziger und sechziger Jahre, der stets die Verantwortung des Historikers für die politische Bildung betont.



„Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“,
Band 1: Die Grundlagen,
Freiburg: Herder Verlag 1929



Exzerpte und Vortragsnotizen,
Teilnachlass,
Reiß-Engelhorn-Museen Mannheim



Zerstörte Innenstadt,
vermutlich Mannheim, 1945

Franz Schnabel

Leben und Werk

26

„Aber zugleich muß auf eine große Paradoxie im Leben des 19. Jahrhunderts hingewiesen werden, insofern jene Menschen emsige historische Studien getrieben, das ganze Leben mit historischen Erinnerungen geschmückt haben, während es doch im tiefsten Grunde ein unhistorisches Zeitalter geworden und geblieben ist.“

Franz Schnabel, um 1940



Franz Schnabel,
München 1953



Schnabels Heimatstadt Mannheim,
Ansichtskarte, ca. 1905

Leben

- 18. Dezember 1887** geboren in Mannheim
- 1906–1910** Studium der Geschichte und Romanistik in Berlin und Heidelberg
- 1910** Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien und Promotion
- 1911–1920** im Gymnasialdienst
- 1921** Direktor des Generallandesarchivs des Landes Baden in Karlsruhe
- 1922** Habilitation
- 1922** ordentlicher Professor für Geschichte an der Technischen Hochschule Karlsruhe
- 1936** Zwangsentpflichtung aus politischen Gründen
- 1945–1947** Landesdirektor für Unterricht und Kultus für Nordbaden
- 1947** ordentlicher Professor für Neuere Geschichte an der Universität München
- 1951–1959** Präsident der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
- 1954** Verleihung der Ehrenbürgerschaft der Stadt Mannheim
- 1962** Emeritierung
- 24. Februar 1966** Franz Schnabel stirbt in München

Werk

- 1910** Der Zusammenschluss des politischen Katholizismus in Deutschland im Jahr 1848
- 1922** Geschichte der Ministerverantwortlichkeit in Baden
- 1923** Grundriß der Geschichte, Schulbuch für den Geschichtsunterricht, Leipzig: Teubner
- 1925** Deutschland in den weltgeschichtlichen Wandlungen des letzten Jahrhunderts
- 1925** Die Anfänge des technischen Hochschulwesens
- 1927** Sigismund von Reitzenstein.
Der Begründer des badischen Staates
Ludwig von Liebenstein.
Ein Geschichtsbild aus den Anfängen des süddeutschen Verfassungslebens
- 1929** Das Zeitalter Napoleons 1799–1815, in: Propylen-Weltgeschichte, Bd. 7
- 1931** Deutschlands geschichtliche Quellen und Darstellungen in der Neuzeit, Teil 1: Das Zeitalter der Reformation, 1500–1550
Freiherr vom Stein
- 1931** Das 18. Jahrhundert in Europa
- 1932** Neudeutsche Reichsreform
- 1929–1934** Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert
- 1929** 1. Die Grundlagen
- 1933** 2. Monarchie und Volkssouveränität
- 1934** 3. Erfahrungswissenschaften und Technik
- 1937** 4. Die religiösen Kräfte
- 1951** Der Buchhandel und der geistige Aufstieg der abendländischen Völker
- 1951** Der Ursprung der vaterländischen Studien
- 1955** Das humanistische Bildungsgut im Wandel von Staat und Gesellschaft
- 1958** Die Idee und die Erscheinungen, in: Die historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1858–1958
- 1959** Alexander von Humboldt